Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 196

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHAFFHAUSEN

Der Kampf um die Pfosten

260 Pfosten stehen in Schaffhausen entlang des städtischen Rheinufers. Es sind die mit Abstand begehrtesten Holzpfosten in der Region. 738 Franken bezahlen die Mieter jährlich. Damit kann in Schaffhausen eine Zweizimmerwohnung gemietet werden. Wer einen Pfosten mieten will, kann sich auf eine von der Verwaltungspolizei geführte Warteliste setzen lassen. Aber es braucht Geduld. Die durchschnittliche Wartezeit beträgt derzeit knapp vierzig Jahre.
Die Rede ist von Weidlingspfosten. Rund vier Meter lange Holzpfähle, die ins Flussbett gerammt werden. Die Pfosten sind die einzige legale Anlegestelle für Weidlinge, die zwölf Meter langen, schmalen Holzboote. Wer einen Weidling hat, das heisst, wer einen Pfosten ergattern konnte, verfügt über ein äusserst begehrtes Privileg: Der Weidling ist für viele Schaffhauser der Zugang zu mehr Lebensqualität, weil er einem den Wasserweg zu Naherholungsgebieten wie zum Beispiel dem Schaaren öffnet.

Kein Wunder, dass die Bootsliegeplätze immer wieder Anlass zu Streitigkeiten und politischen Auseinandersetzungen bieten. Insbesondere die jahrzehntelang gepflegte Fehde zwischen motorisierten und nicht motorisierten Rheingängern hat sich regelmässig in politischen Vorstössen niedergeschlagen. Bereits 1984 hat sich die «Aktion Rhy» mit einer bunten Weidlingsdemonstration für strikte Geschwindigkeitslimiten auf dem Rhein und später mit einer kantonalen Volksinitiative für das Verbot von Motorweidlingen eingesetzt. Die regelmässigen Protestkundgebungen gegen die Motorboote haben den Stadtrat 1986 veranlasst, das Reglement über die Bootsliegeplätze dahingehend zu ändern, dass nicht motorisierte Weidlinge bei der Vergabe der Pfosten so lange Vortritt geniessen, als sie nicht mindestens die Hälfte der Plätze belegen. Mit dieser Aktion wurde der «Motorbootinitiative» der «Aktion Rhy» der Wind aus den Segeln genommen: sie wurde 1990 vom Stimmvolk wuchtig verworfen.

Weidlinge sind ein teures Hobby. Bild: pd

Nichtsdestotrotz hat die damalige Reglementsanpassung bis heute zur Folge, dass keine neuen Motorboote hinzukommen dürfen, weil pro Jahr lediglich etwa drei Weidlingspfosten frei werden und die geforderte Fünfzig-Prozent-Limite noch nicht erreicht wurde. Das wiederum ruft nun die Rechten auf den Plan, die sich in parlamentarischen Vorstössen in Grossstadt- und Kantonsrat für die Aufhebung dieser Bestimmung einsetzen. Dabei ist den bürgerlichen Motorboot-Freunden kein Argument krude genug. So wird nebst anderem die Diskriminierung Invalider ins Feld geführt, um die heutige umweltfreundliche Regelung zu torpedieren. Tatsächlich hat der grosse Stadtrat vor Kurzem einen Auftrag an die Regierung verabschiedet, wonach – um dem Behindertengleichstellungsgesetz gerecht zu werden – wenigstens solarbetriebene Boote nicht länger diskriminiert werden sollen. Aber allein um ein Solarboot rheinaufwärts zu bewegen, würde ein Panel benötigt, welches die Oberfläche eines Weidlings um das zweifache übersteigt.

FLORIAN KELLER, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

THURGAU

Slamen, abstimmen, Stimmen zählen

Im November gingen in Bochum, Essen, Oberhausen, Duisburg und Herne die deutschsprachigen Meisterschaften des Poetry Slam – der Slam 2010 – über fast schon zu viele Bühnen. Auch aus dem Thurgau waren Slampoetinnen, Veranstalter und Medienschaffende zwecks Networking und Genuss von Alkoholika zugegen, um bei äusserst unwirtlicher Witterung zwischen den austauschbar wirkenden Innenstädten hin- und herzupendeln oder sich von übervollen Tellern mit Spezialitäten zu verpflegen. Am parallel stattfindenden, furchtbar unverbindlichen Treffen der Slam-Master (Veranstalterinnen und Gastgeber regelmässig stattfindender Slams) wurde einmal mehr sehr viel geredet: Dass das Finale des Slam 2011 in Hamburg vor 4'000 Menschen in der Multifunktionsarena «O2 World Hamburg» (Maximalkapazität: 16'000) stattfinden soll; dass man sich überlegen könnte, die Meisterschaften eher in den wärmeren Frühherbst vorzuverlegen, weil es unwirtschaftlich sei, jeweils im Nachklang eine Woche lang an Grippesymptomen herumzusiechen. Und zum Glück sind die beschlossenen und gleichwohl immer so unverbindlichen Entscheide immer so eindeutig. Wollen wir den Slam 2012 nach Heidelberg-Mannheim vergeben oder ihn ausfallen lassen? Ja! Fühlt sich nach Einstimmigkeit an.

Ansonsten müsste man ja Stimmenzähler bestimmen, wie man sie von den mir immer wieder sympathischen Gemeindeversammlungen her kennt, und es wäre zu definieren, wer in welchem Ausmass Stimmberechtigung hat. Und der europäische Gedanke und die Frauen und nein, wir brauchen keinen Verein, und nein, Deutsch heisst nicht deutschsprachig. – Das ist eben gelebte Basisdemokratie.

Da kann jede und jeder etwas sagen. Oder den Namen hergeben. Etwa für die Frauenfelder Kulturinitiative, die im vergangenen Januar mit komfortablen 962 Unterschriften von der links einzuordnenden Lokalpartei CH (Chrampfe & Hirne) eingereicht worden ist. Jetzt hat der Stadtrat einen Gegenvorschlag ausgearbeitet, der «verhebet». Schlussendlich geht es um die öffentliche Wahrnehmung und Wertschätzung von Kultur. Das geht auch mit dem Gegenvorschlag einher. Und wenn das Stadtparlament den Gegenvorschlag dem Stimmvolk zur Annahme empfiehlt, was ich nicht bezweifle, will CH die Initiative zurückziehen. Dann machen sich alle gemeinsam stark für eine weitere Professionalisierung und Institutionalisierung der Frauenfelder Kulturförderung. Da kann man sich auch später noch Gedanken machen, ob man einen Schwerpunkt beim zeitgenössischen Kulturschaffen setzen will. Politik in Frauenfeld ist eine Politik der kleinen, aber nicht minder wichtigen Schritte, die schon auch mal ein klein wenig grösser sind.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

VORARLBERG

Die Hauben, die Geld bringen

Vor zwei Monaten sagte mir eine Vorarlberger Hotelière, ihr Lebensziel sei eine dritte Gault-Millau-Haube für ihr Hotelrestaurant. Chefköche sind jedoch nicht gerade billig und das Budget für den Wareneinsatz ist beliebig steigerbar, aber daran sollte es nicht liegen, meinte sie, sie würde so viel investieren, wie sich als nötig erweise. Drei Hauben sind übrigens die zweithöchste Einstufung in der Gault-Millau-Skala. Vier werden nur an jene Restaurants vergeben, welche der Auftraggeber der Tester wirklich für

Der kompetenteste aller Gastro-Kritiker: Louis de Funès in «Brust oder Keule». Bild: pd

die Grössten hält. Das sind in Österreich seit Jahren dieselben, und in diesen Olymp aufzusteigen, ist auch mit grösseren Investitionen nicht ganz einfach – oder gar nicht möglich, vielleicht müsste einer der Olympier Pleite gehen oder sterben, damit jemand nachrücken kann.

Während ich mich früher darüber gewundert habe, warum so viele Restaurateure vor diesen Gourmet-Guides zittern (manche sogar physisch), statt ihnen den Mittelfinger zu zeigen, wie es cholerische Köche ganz vereinzelt gemacht haben, weiss ich mittlerweile von einem befreundeten Wirtsehepaar: Der Umsatz bricht stark ein, wenn man in einem bekannten Gastroführer herabgestuft wird.

Natürlich bleibt nicht das lokale Stammpublikum weg, das es durch ständige Erfahrung besser weiss als ein vielleicht durchaus kompetenter Tester, der aber nur einmal im Jahr vorbeischaut. Die Gäste aus dem Ausland, in Vorarlberg also hauptsächlich Schweizer, können sich aber nur aus diesen Führern informieren. Als meine vorhin erwähnten Bekannten vor ein paar Jahren einmal herabgestuft wurden, blieb die Schweizer Klientel von einem Tag auf den anderen aus: Als diese lasen, dass hier angeblich Convenience-Produkte verwendet würden, gingen sie lieber woanders hin. Convenience sind halbfertige oder fertige Gerichte, die nur noch aufgewärmt werden müssen. Es gibt sie von der Fertigpizza bis zu kompletten Speisen, von denen der Laie nicht denken würde, dass sie nicht in der Küche des Restaurants, in dem er sitzt, zubereitet worden sind; zum Beispiel ein wirklich lecker aussehender Rehrücken mit Spätzle, Preiselbeeren und allen Schikanen. Dass es bei meinen Bekannten keinen Grund für die Behauptung (die dann eben ein volles Jahr lang im Guide stand) gab, Fertigprodukte zu verwenden, konnte die Schweizer Gault-Millau-Leserschaft nicht wissen. Die Wirtsleute konnten dagegen nichts anderes unternehmen, als in der Lokalpresse ihr Befremden auszudrücken. Eine Klage wegen Geschäftsschädigung wäre zwar möglich gewesen, hätte aber schon deshalb wenig gebracht, weil das Urteil ja seine Zeit gebraucht hätte und einige Monate später selbst im für den Wirt positiven Fall medial verpufft wäre.

So krasse Fälle sind seither nicht mehr vorgekommen, mit den Einschätzungen der Vorarlberger Restaurants im neuen «Gault Millau Österreich 2011» stimme ich im Grossen und Ganzen überein; es ist eher so, dass ein paar von Jahr zu Jahr mitgeschleppt werden, die nicht mehr so gut sind, wie sie einst waren. Die müsste man eigentlich knicken, will ihnen aber wohl in der gegenwärtig eh prekären Situation für die Gastronomie nicht so sehr schaden. Die Hotelière hat übrigens auch dieses Jahr ihr Lebensziel nicht erreicht. Aber in zwölf Monaten erscheint ja wieder ein Gault Millau.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Hege und Pflege

Es lohnt sich, ab und zu mit dem Auto über den Ricken zu fahren, auf dem Ricken anzuhalten und sich zu wundern. Mitten in der Wiese stehen sie – keine Geissen, keine Kühe oder Schafe, keine Rehe, Hirsche oder Wildschweine. Wenn ich die Augen zusammendrücke und sie wieder weit aufreisse, sehe ich sie klar und deutlich vor mir, und wenn ein Auto das Tempo drosselt, etwas hin und her schlänkert, fast zum Stehen kommt, bin ich mir sicher: Andere sehen sie auch. Die Gämsen. Ein ganzes Rudel. Seit Jahren immer an der gleichen Stelle, mitten auf der Weide. Auf rund 650 Metern über Meer, das ist selten. Ein Foto wollte ich schon lange schiessen, aber immer wenn ich diese Gämsen sehe, habe ich keinen Fotoapparat dabei. Ich, aufgewachsen in den Bündner Bergen als Tochter eines Försters und Jägers, wo sich Steinböcke und Gämsen in den Felsen springend guten Morgen sagen, freue mich natürlich über dieses ungewohnte Bild.

Früher wollte ich die Jagdprüfung machen, aber das war unmöglich. «D'Wiiber ghören nid uf d'Jagd. Fertig!», war der väterliche Kommentar dazu. Da er die Jagdprüfungen im Kanton Graubünden abnahm, war es wirklich unmöglich. Es wurmt mich schon noch ab und zu. Ich durfte mit auf die Hochjagd, die Niederjagd, die Nachjagd, war gut im «Hocke und Schpiegla» (stundenlanges Warten und Tiere mit dem Feldstecher suchen, bei jedem Wetter und jeder Temperatur), beim Ausweiden und beim Metzgen, durfte bei der Hege und Pflege während den strengen Wintern zwischen 1500 und 2200 Metern über Meer helfen – mit den Fellen an den Skis, einen mit Heu und Trester voll beladenen Bob hinter mir her ziehend, um die Futterkrippen zu füllen – streng, aber wunderschön. Aber nicht die Jagdprügfung machen dürfen. Das hat sich jetzt geändert. Einige Frauen jagen jetzt auch im Bündnerland.

Hier auf dem Ricken erübrigt sich die Hegearbeit. Es scheinen gute Böcke und Geissen mit gesunden Jungtieren zu sein, die auf dieser Höhenlage immer etwas zu fressen finden. Auch

Livio wurde unter strengsten Vorschriften erlegt.
Bild: Daniela Vetsch Böhi

ungewöhnlich sind die wenigen Unfälle auf der Transitstrasse über den Ricken – glücklicherweise. Probleme mit Wildwechsel in den ländlichen, waldigen Gebieten und vermehrten Autounfällen in den Herbst- und Wintermonaten sind ja bekannt. Die Gämsen auf dem Ricken äsen unbeirrt weiter, solange sie nicht den Wind vor die Nase bekommen. Dann ein kurzer Blick, ein Pfiff und weg sind sie.

Das muss ich jetzt noch loswerden: Der Stolz unter den Tieren in unserer Familie bleibt Livio – der «gechipte» Steinbock, dessen ganzes Leben von Wildbiologen begleitet und beobachtet wurde. Mein Vater – der bis zum heutigen Tag niemals ein Tier als Trophäe geschossen hat – durfte diesen Steinbock im Oktober vor zwei Jahren im Hochgebirge unter strengsten Vorschriften und Bedingungen erlegen. Ich habe mich für ihn gefreut. Ein vorbildlicher Jäger in unserem Land sichert den Fortbestand von Wildtieren und schiesst nicht die schönsten Böcke aus einer Herde. Er erlegt blinde und schwache Tiere.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.

WINTERTHUR

Walser'sche Retro-Utopie

Will man in Winterthur ein Buch kaufen, kann es gut sein, dass man auch bei Wünschen nach wenig Abseitigem im Stich gelassen wird. Von Heine findet sich, von einigen Reclam-Bändchen abgesehen, gar nichts. Und suchen Sie mal nach Goethes «Wilhelm Meister»; ich wette, Sie werden nicht fündig. Den alten Kanon kann man sich also abschminken, sofern man – wie ich – keine Kreditkarte hat und zu den ausgedehnten Angeboten im Internet nicht zugelassen ist. Man könne doch fast jedes Buch auch im Laden bestellen, liesse sich einwenden. Nun, sich bei Informationsüberforderung zu entscheiden, geht nicht: Man will für die Mühe des Wählens sofort etwas zurückhaben.

Immerhin ist Robert Walsers Roman «Der Gehülfe» zu kaufen, in einer veralteten Ausgabe von 1985. Eine neue – mit einem raffinierten Nachwort von Karl Wagner – hat es noch nicht bis in die Buchhandlungen von Winterthur geschafft. Wie das Nachwort der 1985er-Ausgabe hingegen weiss, war Walser von März bis Juni 1903 in einer hiesigen Gummibandfabrik angestellt. Offenbar hat er es nicht lange ausgehalten, genau so, wie die Protagonisten seiner Romane es nicht so lange an einem Ort aushalten, wie es anständige Karrieren erforderten. Mit der übernächsten Laune sind sie weg.

Von diesem eskapistischen Muster weicht allerdings gerade der «Gehülfe» ab. Für einmal hält der Angestellte in unerklärlicher Treue zu seinem Brotgeber, dem Ingenieur Tobler, einem Erfinder und freudigen Patrioten. Dass der Gehülfe den Ingenieur Tobler schliesslich doch verlässt, liegt am hartnäckigen Misserfolg der Erfindung seines Chefs: einer «Reklameuhr», die die Zeit anzeigt und zugleich Geschäfte bewirbt. Mit dieser Geschäftsidee geht Tobler Bankrott, denn so schwungvolle Briefe und Annoncen der Gehülfe auch schreibt: Niemand will investieren.

Das Nachwort der aktuellen Ausgabe – ich habe sie schliesslich privat ausgeliehen – nennt den Ingenieur einen zu spät gekommenen Pionier der industriellen Gründerzeit. Es gibt für ihn nichts mehr zu erfinden und also kein unternehmerisches Glück. Zur Ungnade der späten Geburt kommt der Unglaube der Investoren. In dieser Hinsicht erweist sich die innovatorische Kraft des Unternehmers als Retro-Utopie aus der Zeit um 1900. Vorgeführt wird sie am Beispiel des Ingenieurs, des jovialen Draufgängers, und erzählt aus Sicht des frechen Einzelgängers, dem Gehülfen, der sein Verhalten zwischen Anmassung und Unterordnung artistisch im Takt hält und darin ein Mittel gegen die soziale Deklassierung findet – bis schliesslich alles den Bach runtergeht.

Von seiner Industrievergangenheit hat sich Winterthur in den neunziger Jahren abgenabelt. An der Fachhochschule ZHAW werden inzwischen Leute zum Annoncenschreiben ausgebildet und Toblers imaginatives Geschäftsmodell liesse sich mit Walser'scher Fertigkeit flugs an Zürich und seine Finanzdienstleister überschreiben. Bevor nun aber alle nur noch Annoncen schreiben, lesen Sie dieses Buch, kaufen Sie es, wo immer Sie wollen.

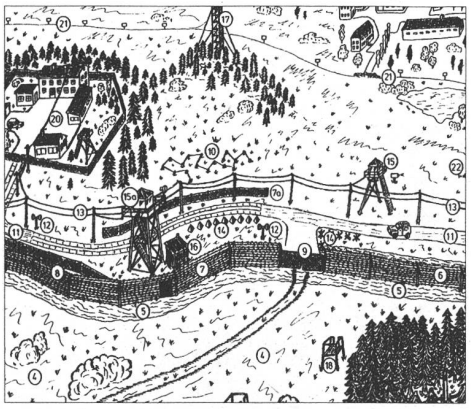
WENDELIN BRÜHWILER, 1982, ist Historiker und arbeitet beim «Radio Stadtfilter».

APPENZELL

«Voyager en zig zag»

Zwischen den Jurahöhen und dem äussersten Zipfel Appenzell Innerrhodens schieben sich so einige Grenzen und Gräben in die Landschaft oder auch in die Köpfe der Leute. Die innerhalb Europas bestbewachte Grenze zwischen Appenzell Innerrhoden und Ausserrhoden, der Winterthurer- und der Röstigraben, um nur die markantesten Einschnitte zu nennen. Da wird immer wieder gerne wild spekuliert und projiziert, wie die einen oder die anderen, vor oder hinter dem Röstigraben, zu ticken oder wie sie ihre bäurischen Traditionen zu pflegen haben. In Innerrhoden und Ausserrhoden haben sich seit der frühen Reformationszeit zwei in den wesentlichen Details völlig verschiedene Kulturen entwickelt.

Die Schweiz hört für viele Mittelländer östlich von Winterthur und westlich von Biel auf, Schweiz zu sein. Menschen aus den westlichsten, wie Menschen aus den östlichsten Landesteilen mit ihrem ausgeprägten Grenzbewusstsein rücken durch diese identitätsstiftende Gemeinsamkeit viel näher zusammen, als dies auf den ersten Blick anzunehmen wäre.



Zeichnen verlangt ein genaues Hinschauen beim Spazieren.
Bild: pd

Kürzlich wurde mir dieser Umstand durch eine Klasse des Gymnase Français aus Biel plastisch vor Augen geführt. Ein Zeichenlehrer gestaltete auf dem St.Anton bei Oberegg eine Projektwoche der besonderen Art. Um sich diesen Aufenthalt im Alpenhof-«Hotel» leisten zu können, arbeiteten die Schüler und Schülerinnen während vier Stunden pro Tag für den Gastgeber. Gartenmobiliar restaurieren, Balkonuntersichten abschleifen und neu streichen. Die beiden Gartenterrassen wurden aus dem Dornröschenschlaf geweckt und erfuhren ein Lifting. Sie wurden von Verwachsungen befreit und gereinigt. Heitere und lockere Stimmung von früh bis spät gehörte wie selbstverständlich zum Alltag dieser Projektwoche.

Das eigentliche Thema der Woche war Zeichnen. Vier Stunden am Tag. Die ersten Comic-Bücher des Rodolphe Töpffer (1799–1846) waren anregender Leitfaden für die Schüler und Schülerinnen – von den drei Lehrpersonen brillant vermittelt. «Voyager en zig zag» und zeichnend festhalten – dabei entdecken, dass Zeichnen genaues Hinschauen verlangt. Wege selber wählen, Abkürzungen nehmen und Ungewisses und Neues erleben. Wahrgenommenes in eine Zeichnung bannen, daraus eine Geschichte kreieren, die im Betrachter den Kopfkino-Projektor zum Schnurren bringt. Ist das welsche Lebensart? Legère? Gearbeitet haben die Schüler und Schülerinnen wie Ostschweizer, gezeichnet wie Künstler. Lebenskunst lag in der Luft. Solche Schulen generieren echten Mehrwert, der physisch erlebbar ist. Zukünftig kann sich, wer im Alpenhof einkehrt, auf die Schatten der Novembersonne setzen, die von den Schülerinnen auf den Gartenstühlen festgehalten wurden. In Erinnerung an diese Woche mit den Jugendlichen aus der Westschweiz werde ich «en zig zag schtrielend» die vielen sich berührenden Grenzen unter die Füsse nehmen und in Gedanken zeichnen.

VERENA SCHOCH, 1957, ist Kamerafrau und Fotografin und wohnt in Waldstatt.

Die Utopie einer zweckdienlichen Altstadt

Die Aufwertung des St.Galler Klosterviertels freut nicht alle. Nach siebzig Jahren ist dem Öbergwändlilade Pebo's an der Schmiedgasse 26 gekündigt worden.

von HARRY ROSENBAUM

Leuchtet in eineinhalb Jahren nicht mehr so hell: Öbergwändlilade Pebo's. Bild: pd

Sie passe eben nicht mehr ins Konzept, meint Cornelia Boscardin, die den Öbergwändlilade bereits in der vierten Generation führt. – Die Stadtplanung will zwar bei der Sanierung von Innenstadtquartieren einschneidende Veränderungen verhindern, das gelingt aber nicht immer.

«Mir ist im vergangenen Juni ohne Vorwarnung gekündigt worden», sagt Cornelia Boscardin. «Als Grund wurde die Renovation der Liegenschaft angegeben. Zwei Mieter – ein Unternehmen für Management und ein Blumenladen – können nach der Haussanierung wieder einziehen, ich hingegen nicht. Der Vermieter hat mir klipp und klar gesagt, mein Geschäft für Berufsbekleidung passe nicht mehr ins Konzept.» Bei der Schlichtungsstelle konnte die Geschäftsfrau eine Mieterstreckung von eineinhalb Jahren erwirken.

Jens Nef, neuer Ratschreiber bei der Ortsbürgergemeinde St.Gallen und Besitzer der Liegenschaft Schmiedgasse 26, bestreitet, die Aussage gemacht zu haben, Pebo's Öbergwändlilade passe nicht mehr ins Konzept. Eine klare Antwort, warum das Fachgeschhäft dennoch keinen neuen Mietervertrag erhält, bleibt er schuldig. «Ich weiss, dass die Kündigung für Frau Boscardin einschneidend ist. Darum haben wir ja auch vor Gericht der Mieterstreckung zugestimmt», sagt Nef. – Anlass für die umfassende Renovation des 200-jährigen Hauses sei allein der bauliche Zustand und nicht die Aufwertung des Quartiers durch die öffentliche Hand, führt der Eigentümer der Liegenschaft weiter aus. Er strebe mit der Sanierung weder die Maximierung der Rendite des Hauses, noch dessen Verkauf an.

Innenstadt-Nutzungs-Design

Die Verdrängung des alteingesessenen Ladens für Büetzerbekleidung ist nur eines von vielen Beispielen. Seit Jahrzehnten leiden die Städte unter diesem Phänomen. In St.Gallen lassen sich diesbezüglich die Aufwertung der Vadianstrasse, des Linsebühls und des Bleichelis erwähnen; städtebauliche Metamorphosen, die gewachsene Strukturen zum Verschwinden gebracht haben. Jetzt stehen solche Prozesse wieder auf dem Bahnhofplatz und im Bereich Bohl-Marktplatz-Blumenmarkt an. Viele Liegenschafteneigentümer schwören nach erfolgter substanzieller Aufwertung auf gestyltes Innenstadt-Nutzungs-Design, und das Konsumverhalten richtet sich danach.

Helen Bisang, Leiterin des Stadtplanungsamtes St.Gallen, ist sich des Problems bewusst. «Durch die baulichen Aufwertungsmassnahmen sollen die Innenstädte einerseits als regionale Zentren gestärkt werden, andererseits werden dadurch aber auch negative Prozesse ausgelöst. Sie können eingedämmt werden, indem die öffentliche Hand günstige Liegenschaften kauft und diese sanft renoviert, damit vorhandener günstiger Wohnraum erhalten bleibt.»

Bisang führt weiter aus, dass eine Stadtteilaufwertung praktisch immer einen Sanierungsschub auslöse. Ein gutes Beispiel dafür sei der Bau des KKL in der Stadt Luzern, wo vis-à-vis die Sanierung der Hotelreihe die Folge gewesen sei. Eine Stadtteilaufwertung sei auch immer eine Gratwanderung, die zentrale Frage laute, was sie letztlich bewirken soll. Zum St.Galler Klosterviertel sagt die Stadtplanerin, dass die erfolgte Aussenraumgestaltung wegen der Bedeutung dieses Stadtteils gerechtfertigt sei. Grosse Nutzungsveränderungen seien nicht zu erwarten, weil die Bausubstanz unter Schutz stehe. Etwas völlig anderes sei hingegen das Bleicheli. Hier erfolgte eine künstlerisch hochstehende Aufwertung eines Stadtteils. Ein in dieser Form nicht wiederholbarer Vorgang.

Bedingungen an die Aufwertung

Bisang verweist darauf, dass in der St.Galler Innenstadt die jetzige Durchmischung möglichst erhalten bleiben soll. In der Innenstadt sollen immer auch Restflächen bestehen bleiben, damit sich dort eine kulturelle Nutzung und verschiedene Szenen etablieren können.

Der Mieterverband Ostschweiz knüpft Stadtteilaufwertungen hingegen direkt an Bedingungen. Aufwertungen sollen schonend und in Absprache mit den Mietern erfolgen, sagt Geschäftsführer Hugo Wehrli. Von wesentlichem Interesse sind dabei die Verkehrsberuhigung und die Verbesserung der Wohnqualität. Zum Bleicheli meint Wehrli, dass die Umfunktionierung eines ganzen Stadtteils in ein Geschäftszentrum, in diesem Fall in einen Bankenplatz, ein sehr schlechtes Beispiel für die Innenstadtaufwertung sei. Dadurch werde vor allem Wohnraum vernichtet. Daher sei es besonders wichtig, im Stadtkern die Wohnanteile festzulegen.

Aufwertungen können aber zur Belebung führen: So freut sich SP-Stadträtin Elisabeth Beéry über die Lämmlisbrunnenstrasse: «Die Restaurants stellen Tische und Stühle auf die Strasse und tragen dadurch zur Belebung des Quartiers bei.» Was die Vorsteherin der Direktion Bauen und Planen hingegen stossend findet, sind steigende Mieten und die Kündigung von Mietverhältnissen, wenn eine Stadtteilaufwertung erfolgt ist.

Die Folgen der Klosterviertelaufwertung sind es, die Cornelia Boscardin keine Freude machen. Übrigens auch den meisten ihrer Kunden nicht, wie man aus den Gesprächen im Geschäft hört. Ein Fachgeschäft, wo Bauleute, Köche, Metzger, Restaurateure und viele andere Kleingewerbler ihre Berufskleider holen – manchmal nur eine Hose, Jacke, eine Mütze oder ein Paar Schuhe – gehöre einfach in die Innenstadt. Es bleibe einem nicht die Zeit, für solche Besorgungen in ein Aussenquartier zu gehen. – Auch das ist ein Konzept – das einer zweckdienlichen Innenstadt.

«Saiten» ist seit Anfang Oktober Mieter an der Schmiedgasse 15, hinter einem der prächtigsten Erker der Stadt. In loser Folge wird ab dieser Ausgabe ein Blick aufs Leben in der südlichen Altstadt geworfen.

Nicht nur der Blut-und-Boden-Poet

Im Thurgau wird an einer Werkbiografie über den Bauerndichter Alfred Huggenberger gearbeitet. Andere Autorinnen und Autoren, die heute vergessen sind, hätten es auch verdient.

von HARRY ROSENBAUM

«Verdient» hat sich der Bauer Alfred Huggenberger (1867–1960) mit der rudimentären Schulbildung aus Gachnang die wissenschaftliche Aufmerksamkeit durch sein bis heute ungeklärtes Verhältnis zum Nationalsozialismus. Das wiederum hatten die SBB 2006 ungewollt aufs Tapet gebracht, weil sie eine Intercity-Zugskomposition auf den Namen des Dichters taufen wollten. Vorsorglich rief der Thurgauer Journalist Markus Schär Huggenbergers Beliebtheit im braunen Terrorstaat in Erinnerung. Da haben die Bahnverantwortlichen das Projekt wie eine heisse Kartoffel fallen lassen. Das wiederum war ein Affront für die Thurgauer Regierung, die jetzt endlich Klarheit darüber schaffen will, wie der «Nationalschriftsteller von Mostindien» politisch wirklich gewickelt war.

Fakt ist, dass sich im Dritten Reich Huggenbergers Romane und Gedichtbände über hartes bäuerliches Schaffen und die Verbundenheit zur heimatlichen Scholle wie frische Semmeln verkauften. Reichspropagandaminister Joseph Goebbels schrieb in seinen Tagebüchern über ihn: «Ein wackerer Schweizer Bauerndichter, von dem noch mancher NSDAP-Funktionär etwas lernen kann.» – 1937 erhielt der Autodidakt, Gemeindevorsteher und Kantonsrat in Nazi-Deutschland den Johann-Peter-Hebel-Preis. Mitten im Krieg, 1942, reiste er an seinem 75. Geburtstag nach München, wo ihm die Ehrensenatorenschaft der Deutschen Akademie verliehen wurde. Obendrauf gabs im gleichen Jahr auch noch den Erwin-von-Steinbach-Preis von der Universität Freiburg.

Nicht ganz koscher

War Huggenberger nun wirklich ein Nazi-Sympathisant? Die Toggenburger Autorin Rea Brändle, die zusammen mit dem Basler Historiker Mario König im Auftrag der Kantonsregierung an Huggenbergers Werkbiografie arbeitet, meint: «Er war ein unpolitischer Opportunist, dem es vor allem um seine persönliche Anerkennung ging und der mit seinem Schreiben natürlich auch Geld verdienen wollte.» Brändle und König sichten den ungeordneten Nachlass Huggenbergers im Thurgauer Staatsarchiv. Sie haben auch Briefe des Heimatschriftstellers analysiert, die in der halben Welt verteilt sind. Was steht darin? «Nur Persönliches, keine politischen Stellungnahmen und keine Hinweise auf Ereignisse, die die Welt zu Lebzeiten des Autors bewegten.» Es gibt Gerüchte, dass politisch belastendes Material aus dem Nachlass Huggenbergers entfernt worden sei. Brändle sagt, dass sie diesbezüglich auf keinerlei Hinweise gestossen seien.

Das Verhältnis des Bauerndichters Alfred Huggenberger …

… zum Nationalsozialismus ist noch immer ungeklärt. Bilder: pd

Für den Zürcher Publizisten, Literaturwissenschaftler und Herausgeber des Autorenlexikons Charles Linsmeyer ist die Huggenberger-Sache nicht ganz koscher. «Das vorhandene Material über den Bauerndichter ist geschönt», sagt er, «davon bin ich überzeugt, nachdem ich den Nachlass im Staatsarchiv gesehen habe.» Ist das Aufheben um Huggenberger gerechtfertigt? Gibt es nicht bedeutendere Autoren aus dem Thurgau; etwa der Zeitgenosse des Bauerndichters, Paul Ilg (1875–1957), ein politischer Autor, der in Deutschland ebenfalls Erfolg hatte und unter den Nazis nicht mehr verlegt worden ist? «Aus heutiger Sicht ist Ilg wesentlich interessanter als Huggenberger. Er geisselte den Militarismus, übte Kritik an den autoritären Gesellschaftsstrukturen und setzte sich mit pazifistischen Ideen auseinander. Ilg reiste in der Welt herum, war ein Abenteurer und Getriebener. Eine Spielernatur. Das pure Gegenteil des Bauerndichters.» Dieser sei ein sehr regional bezogener Autor gewesen, der heute exotisch wirke, weil seine Ideale nicht mehr zum Leben erweckt werden könnten. Ilg hingegen sei auch heute mit seinen Themen aktuell, er sei fühl- und spürbar als Autor.

Unter dem Scheffel hervor

Hans Udry, der die Internetplattform «Seerücken Literatur» mit Profilen von Thurgauer Autoren und Autorinnen betreibt, meint, dass das literarische Schaffen aus dem Thurgau unterbewertet würde und ein Autor wie Huggenberger nicht wegen seiner Texte, sondern wegen seines ungeklärten Verhältnisses zum Nationalsozialismus in der Öffentlichkeit wahrgenommen werde.

Ein erster Versuch, Thurgauer Literatur unter dem Scheffel hervorzuholen, ist der «Literaturführer Thurgau», den der Basler Gymnasiallehrer und Germanist Albert M. Debrunner im Frauenfelder Huber Verlag herausgebracht hat. ◆

Paul Ilg stammte aus Salenstein, war der uneheliche Sohn einer Fabrikarbeiterin, wuchs bei den Grosseltern auf und erwarb sich seine Bildung autodidaktisch. Er wurde Journalist und Schrifsteller, lebte einige Jahre in Berlin, wo er Redaktor der «Woche» war, und kehrte danach in den Thurgau zurück. Er verstarb in Uttwil. Ilg schrieb die autobiografische Roman-Tetralogie «Das Menschlein Matthias» und den Roman «Der starke Mann», worin er sich mit den preussisch-autoritären Offizieren der Schweizer Armee in der Zeit des Ersten Weltkriegs auseinandersetzte. *(hr)*

Topografien aus realen und fiktiven Geschichten

Ein Wiener Album mit Valie Export und Friederike Mayröcker.

von RAPHAEL ZÜRCHER, PETER GRÜTER und RENÉ SCHMALZ

Wien im November 2010

Seit rund fünf Jahren arbeitet René Schmalz am Schauwerk-Projekt: Kunstschaffende sind eingeladen, ein speziell für das Projekt angefertigtes Artefakt aus dem aktuellen Arbeitsprozess per Post zukommen zu lassen. Diese Black-Boxes bilden eine aussergewöhnliche Ansammlung von Momentaufnahmen und sind in einer permanenten Installation in der Kantonsbib-liothek Appenzell Ausserrhoden in Trogen zugänglich gemacht.

Die Sammlung ist in sich eine Art Langzeit-Performance und lebt vom Spannungsfeld zwischen bibliothekarischer Akribie und künstlerischer Aktion. René Schmalz bezeichnet sich als «Handlungsreisenden in Sachen Kunst» und thematisiert mit interdisziplinären Projekten rund um die Sammlung Fragen zur institutionellen Genese von Kunst und zu Bedingungen von Orten des kulturellen Gedächtnisses.

Am 2. November 2010 reisen der Videokünstler Raphael Zürcher, der Ausstellungsmacher Peter Grüter und René Schmalz mit den bestehenden Black-Boxes der Schriftstellerin Friederike Mayröcker und der Aktionskünstlerin Valie Export nach Wien. Im Beisein beider Künstlerinnen entwickeln sich die Arbeiten weiter und es entstehen Topografien aus realen und fiktiven Geschichten. Mit einer kleinen Handkamera fängt Zürcher die Intimität dieser Begegnungen und Orte ein. Ohne Filmplan, ständig unterwegs, abhängig von Glück und Lebensregie nimmt die Kamera Witterungen aus dem Raum, den sie betritt, auf. Mit diesen Bildfragmenten wird Zürcher für das abschliessende Video arbeiten. Ende April 2011 wird das Kunstvideoprojekt öffentlich gezeigt.

2. November 2010, 10 Uhr, Hauptbahnhof, Zürich
Abreise mit den Black-Boxes von Mayröcker und Valie Export.

2. November 2010, 14.35 Uhr, im Zug nach Wien
Fotodokumente: Valie Export übergibt René Schmalz ihre Black-Box am 13. Februar 2010.

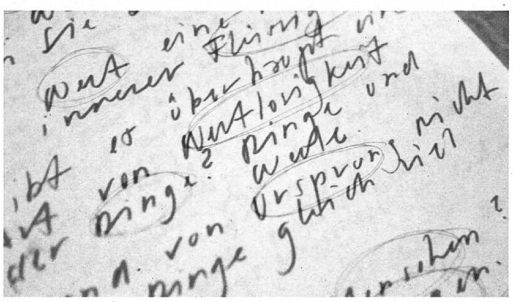
3. November 2010, 15 Uhr, Café Sperl, Wien
Valie Export, Künstlerin, zur Export-Box:

«Wertvorstellungen sind abhängig von Wahrnehmungen und Entwicklungen. Alles entwickelt sich fortlaufend weiter; Bilder, Wahrnehmungen integrieren oder ändern sich. Du kannst in einem Land für eine Handlung gesteinigt werden. Der gleichen Handlung wird in einem anderen Land keine Bedeutung zugemessen. Der Umgang mit der Dingwelt ist genauso wichtig, wie der Umgang mit der Natur. Werft mir diese Schachtel ja nicht ins Wasser!»

3. November 2010, 18 Uhr, Westbahnhof, Wien
Unterwegs mit der Black-Box von Valie Export.

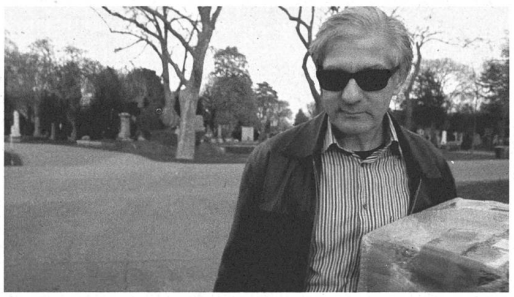
4. November 2010, 20.45 Uhr, Charim Galerie, Wien
Export-Box mit der Signatur der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

3. November 2010, 18.30 Uhr, Wien
Auf dem Weg zu einem Podium im Kunstraum «Depot».



5. November 2010, 10 Uhr, Beingasse, Wien
Gedankenskizzen zum Konzept.

4. November 2010, 19.50 Uhr, Wien
Taxifahrt.



6. November 2010, 14.45 Uhr, Zentralfriedhof, Wien
Kurt Kladler, Kunstsoziologe, zur Export-Black-Box:

«Die Dinge sind alle konkret – wenn ich tot bin, bin ich tot. Nur schade, dass ich dann meine Obsession der Lebenslust nicht mehr ausleben kann. Schau mal, es ist so: Kunst ist ganz einfach; nicht nur der Künstler macht, dass eine Sache Kunst wird, sondern auch das Umfeld. Diese Schachtel ist Kunst.»

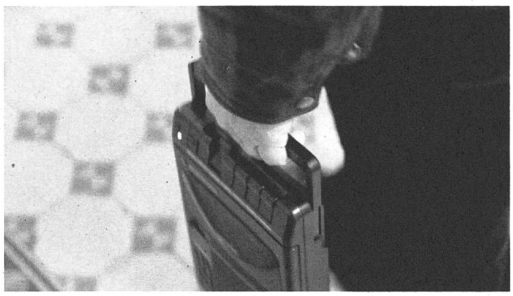
4. November 2010, 20.30 Uhr, Charim Galerie, Wien
Marcus Kollmann, Registrar, zur Export-Black-Box:

«Die Export-Schachtel hat einen materiellen Nullwert – aber sie ist durch die Reisen, Begegnungen, Besprechungen und Dokumente ideell sehr wertvoll. Sie wurde und wird aufgeladen durch unzählige Fragmente und die daraus entstehenden Geschichten.»

6. November 2010, 19 Uhr, Station Burggasse-Stadthalle, Wien
Warten auf die U-Bahn.

6. November 2010, 21.30 Uhr, Beingasse, Wien
Textkarten für das Gespräch mit Friederike Mayröcker.

7. November 2010, 19 Uhr, siebter Bezirk, Wien
Unterwegs durch die Strassen mit der Black-Box von Mayröcker.



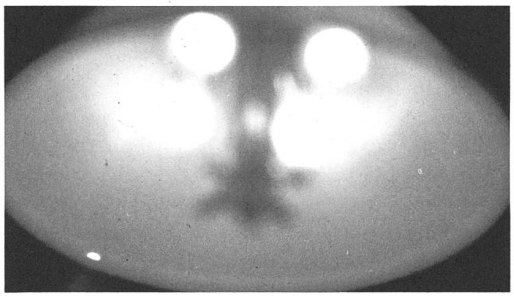
7. November 2010, 12 Uhr, Beingasse, Wien
Hörbar unterwegs im Treppenhaus mit Mayröckers Lyrik «Täubchen».

ENDE

Bilder: Raphael Zürcher

7. November 2010, 15.50 Uhr, Restaurant Steier Stübel, Wien
Friederike Mayröcker, Schriftstellerin, zur Mayröcker Black-Box:

«Ich bin neugierig auf das, was noch kommt, an Wörtern, Sätzen, Träumen und Realem. In den Träumen bin ich meist tölpelhaft. Die kleinen unscheinbaren Dinge sind wichtig. Die benenne ich und vielleicht sind sie dann erlöst. Was brauchst du, Mensch, einen Baum, ein Haus ... »



7. November 2010, 15.50 Uhr, Restaurant Steier Stübel, Wien
Im Gespräch mit Friederike Mayröcker.